

STEFAN MELNECZUK

Geisterstunden vor
HALLOWEEN



BLITZ

© 2009 BLITZ-Verlag
Redaktion: Jörg Kaegelman
Lektorats-Mitarbeit: Monika Wunderlich, VirPriv-Verlag
Umschlaggestaltung und Satz: Mark Freier
Druck und Bindung: Drogowiec, EU
All rights reserved
www.BLITZ-Verlag.de
ISBN 978-3-89840-284-2

Vorwort

DER GEIST UND DIE SCHREIBMASCHINE

Glauben Sie an Geister?

Mehr als zwanzig Jahre liegen zwischen mir und meinen ersten dunklen Storys. Sie entstanden damals auf einer elektrischen Schreibmaschine, die mein Vater bei einem Arbeitskollegen in Wuppertal besorgt hatte. Dass sein Junge wie besessen an Kurzgeschichten arbeitete und Taschengeld in Stephen-King-Bücher investierte, erfüllte ihn mit einer Mischung aus Sorge und Stolz. Mit jener Schreibmaschine verbrachte ich fortan viel Zeit. Bei gutem Wetter besorgte ich mir Papas Zwanzig-Meter-Kabeltrommel mit Wackelkontakt, einen alten Gartentisch und einen Stuhl, um draußen im Sonnenschein zu schreiben – gleich hinter unserem Haus in Stüter, neben dem Rosenbeet meiner Mutter, während im Wohnzimmer der Fernseher lief und ein junger Mann namens Boris Becker in Wimbledon Tennisgeschichte schrieb. Ich höre noch heute den tosenden Jubel von der anderen Seite des Fensters beim Finale. Und ich weiß, dass ich mir Beifall dieser Art insgeheim auch für meine Arbeit gewünscht habe – damals, als ich noch *ganz* sicher war, dass einem Verfasser unheimlicher Geschichten die Welt offen steht.

Mittlerweile arbeite ich an einem Computer, dessen Leistung der eines Großrechners der 80er Jahre entspricht, und ich schreibe in einer Zeit, in der Kinder mit USB-Anschluss und Handy-Schnittstelle zur Welt zu kommen scheinen. Eine Kabeltrom-

mel brauche ich schon lange nicht mehr, um draußen zu schreiben. Boris Becker gibt es nach wie vor, aber er spielt nur noch selten Tennis. Und meine elektrische Schreibmaschine ruht in einem Schrank, der auf dem Dachboden meiner Eltern steht – immer noch funktionstüchtig, wie ich hoffe. Mein Lehrgeld als Verfasser unheimlicher Geschichten habe ich bezahlt und weiß heute, dass mir die Welt in meinem Genre alles andere als offen steht. Nach wie vor schreibe ich wie besessen und investiere mein Geld in Bücher von Stephen King – nur mit dem Unterschied, dass meinem Vater dies keine Sorgen mehr macht. Einige Storys, die in den ersten Jahren entstanden sind, haben den Weg in dieses Buch gefunden. Sie ließen sich durch Formbriefe von Verlagen ebenso wenig bezwingen wie durch Niederlagen an anderer Stelle. Bei der Arbeit an diesem Buch sind viele dieser Geschichten und Erinnerungen heimgekehrt – alte Freunde, die man eine Zeit lang aus den Augen verloren hat. So folgt meinem Roman „Marterpfahl“ eine Sammlung einunddreißig dunkler Short Storys und ein Dankeschön an all jene, die ihren Teil dazu beigetragen haben, dass die Geschichte um Marc, David, Sonja, Thomas und Roland Beachtung und Leser gefunden hat. Allen voran Monika Wunderlich, die mir auch bei diesem Projekt, diesmal als Lektorin, eine sehr große Hilfe war. Das werde ich nicht vergessen.

Draußen ist es inzwischen dunkel, und im Licht meiner kleinen 40-Watt-Schreibtischlampe schreibe ich diese Zeilen. Ihr Schein fällt auf meinen Computer und eine Halloween-Schneekugel auf einem schwarzen Sockel, in der ein Nachtgespenst unter leichenweißen Bettlaken seine Arme nach mir ausstreckt. Und ob Sie es glauben oder nicht: Mir ist, als säße ich wieder an meiner alten Schreibmaschine, hoffend, dass das Farbband durchhält, weil das Taschengeld zur Neige geht. Seit einer Stunde höre ich auf dem Dachboden über mir beunruhi-

gende Geräusche. Ein leises Klappern im Schrank, Anschlag um Anschlag, Zeile für Zeile. Ich höre, dass jemand ein Blatt Papier von der Andruckrolle zieht und sich zu mir auf den Weg nach unten macht, mit schweren Schritten. Der Geist vom Dachboden kommt näher und näher. Nur ich kann ihn hören. Jetzt steht er auf der anderen Seite der Zimmertür. Gleich wird er klopfen. Dann stehe ich auf und öffne die Tür. Das 40-Watt-Licht wird auf eine elektrische Schreibmaschine fallen, die vor mir auf den Dielen steht, versehen mit einem Blatt Papier, dessen Inhalt ich kenne: „Der Geist und die Schreibmaschine“ wird der Titel sein, und wenn ich den Blick hebe, werde ich dem Verfasser dieser Zeilen gegenüber stehen. Von Angesicht zu Angesicht.

Bevor es soweit ist, entlasse ich Sie, liebe Leser, hinaus in die Nacht. Ihnen zur Seite stelle ich einunddreißig Geschichten aus zwei Jahrzehnten und einen Dank dafür, dass Sie sich auf sie einlassen. Ich wünsche Ihnen, dass Sie beim Lesen immer den Heimweg finden – ohne das Klopfen an der Zimmertür zu hören. Lauter und lauter. Hoffen wir, dass auf der anderen Seite nur meine Schreibmaschine wartet – und nichts anderes. Die Schneekugel vor mir ist leer, das Nachtgespenst daraus verschwunden. Jetzt höre ich es hinter mir, das Rascheln alter Bettlaken. Glauben Sie an Geister?

1. Oktober

HUNGRY HILL

Im Jahr des großen Hungers war der Prediger ihre letzte Hoffnung. Die Menschen lauschten seinen Worten, als draußen auf den Feldern die Ernte im Boden verfaulte und das Schicksal an der Bantry Bay seinen Lauf nahm, weil auch die Netze der Fischer leer blieben. Der Tod kam ohne Warnung. Bald schon starben die ersten Dorfbewohner, weil es nichts zu essen gab. Jene, die kräftig genug waren, suchten Tag um Tag Zuflucht im Gebet. Die Kapelle des Predigers füllte sich mit Menschen und Verzweiflung. Als die Not größer und größer wurde, fasste der Mann einen Entschluss: Er rief die Gemeinde in einer stürmischen Oktobernacht zu sich. Gott werde ein Zeichen geben, hoch oben, auf dem Berg jenseits der Bucht. Dort, so versprach es der Prediger, werde der Vater aller Dinge das Flehen seiner Kinder erhören und Brot vom Himmel regnen lassen. Ein Wunder werde sich ereignen, jetzt, im Angesicht des größten Hungers, den Irland jemals erlitten hat. Fünfzig Männer, vierzig Frauen und fünfzehn Kinder folgten dem Prediger auf seinem Weg zum Gipfel, sechshundert- undvierundachtzig Meter über dem Spiegel des Meeres, in der Hoffnung, dass Gott ihren Hunger stillen werde.

Am Ziel, mit Blick auf die Bucht, faltete die Gemeinde ihre Hände und betete, solange im Sturm die Kraft dazu blieb. Doch der Vater aller Dinge schwieg. Kein Brot – nur Regen, Kälte und die Gewissheit, dass niemand diesen Berg hier jemals verlassen würde. Sie starben mit Blick zum Himmel, sie starben

mit Blick auf den Atlantik. Die einen an Fieber, die anderen an Hunger und Schwermut. Die Kinder holte sich der Tod zuerst, hoch oben über der Bucht, und zu den Letzten, die auf dem Berg ausharrten, gehörte der Prediger. Kein Gebet konnte die Menschen retten, kein Vaterunser sie vor ihrem Schicksal bewahren. Nicht einer kehrte in das Dorf zurück – so geschehen im Herbst des Jahres 1845, als die Braunfäule das Land mit harter Hand regierte und Tausende in den Tod trieb.

Selbst heute noch, viele Jahrzehnte später, erzählt man sich die Geschichte im Süden der Grünen Insel. In Herbst- und Winternächten, so sagt man, wenn der Wind landeinwärts zieht, kann man die Todgeweihten auf dem Hungerberg hören. Fünfzig Männer, vierzig Frauen und fünfzehn Kinder, die keinen Frieden finden. Der Wind trägt ihre Gebete und Lieder hinab in die Stadt. Sie dringen durch Türen und Fenster, wie ein Fluss, der kein Ende nimmt und die Torffeuher von Geisterhand erstickt. Der Gesang der Toten verstummt erst bei Sonnenaufgang, wenn in der Kapelle am Hungry Hill die Glocke läutet. Sie sind immer noch da oben, an der Seite des Predigers, und warten auf ein Wunder. Niemand weiß, wie lange noch. Gott hat Geduld mit ihnen.

2. Oktober

SCHACHT DER TOTEN

„Für kein Geld der Welt.“ An diese Worte kann ich mich noch gut erinnern. Sie haben mir damals das Leben gerettet. Der Steiger, sein Name war Paul, starrte mich sprachlos an. „Ich gehe für kein Geld der Welt da runter. Hast du mich verstanden?“

So wandte der Mann sich ab, schüttelte den Kopf und suchte sein Glück woanders. Am Ende dieses verfluchten Tages, es war der 2. Oktober 1928, sollte Paul bekommen, was er wollte: Zehn Namen standen auf der Liste, die er hinauf in die Büros trug – zu jenen Leuten, die ihren Tag in schweren Ledersesseln verbringen und sich nur selten zu uns verirren. Zu jenen Leuten, denen wir hier unten egal sind, es sei denn, einer wird verschüttet und macht Zahlungen an eine Witwe erforderlich. Zehn Namen, zehn Schicksale. Wir haben mit jedem der Freiwilligen gesprochen und bis zuletzt versucht, die Männer davon abzubringen – ohne Erfolg. Zehn unserer besten Leute sind damals in Schacht 23 geblieben.

Das Verhängnis nahm seinen Lauf, als die Besitzer der Zeche einen englischen Ingenieur zu uns unter Tage schickten. Thompson hieß er, und die Sorgenfalten auf seiner Stirn waren tiefer als viele der Stollen, in die man uns damals brachte. Thompson hatte die Männer in den Ledersesseln von der Notwendigkeit seiner Arbeit überzeugt. Sein krankhafter Ehrgeiz richtete sich auf Schacht 23, benannt nach jenem Jahr, in dem er dem Felsgestein tief unter uns abgerungen worden war. Als

einer der ersten Schächte in diesem Teil der Anlage. Ich habe niemals einen Fuß in ihn gesetzt, und es gibt gute Gründe dafür. Keiner von uns, zumindest jene, die vernünftig genug waren, hat ihn jemals aus der Nähe gesehen. Der Schacht war den Plänen nach fast achtzig Meter lang, aber wir alle ahnten, dass er tiefer in den Berg reichte. Viel tiefer. Wir haben ihn gemieden wie die Pest, und es gab keinen Anlass, etwas daran zu ändern. Bis der Engländer aufkreuzte. Wir alle wussten, dass Schacht 23 mit altem Holz abgesichert war, und wir wussten auch, dass die Stützen da unten erneuert werden mussten, sollte eines Tages nicht der ganze Berg einbrechen. Insgeheim hatten wir immer gehofft, dass dieser Tag niemals kommen würde.

„Wenn wir den Schacht nicht in Ordnung bringen, verlieren wir unsere Arbeit.“ Wilhelm, mein alter Freund, hatte mit dieser Meinung einen schweren Stand. Wahrscheinlich war das der Grund dafür, dass er einer der Ersten war, die sich beim Steiger meldeten, um da runter zu gehen – für eine stattliche Gefahrezulage, versteht sich. Ohne zu wissen, wie es dort wirklich aussah. Übel genommen haben wir es Wilhelm und den neun anderen nicht. Sie brauchten das Geld für ihre Familien. Und wer konnte ahnen, dass sie einen so hohen Preis dafür zahlen würden? Ich habe damals nicht jede Geschichte geglaubt, die man sich über Schacht 23 erzählte. Das sollte sich ändern.

Angeblich war die Zahl der toten Bergleute, die noch immer dort unten lagen, nicht bekannt. Die Männer in den Ledersesseln sprachen von insgesamt sieben. Die Aufzeichnungen vom Unglückstag wurden seit jeher unter Verschluss gehalten. Wir wussten nur, dass ein Schlagwetter die armen Teufel im letzten Drittel des Schachtes erwischt hatte, im Dezember 1924. Nur drei Männer hatte man damals geborgen. Die anderen lagen noch immer unter Tonnen von Gestein – hinter einer Wand

aus Holz, die den Schacht nach etwa fünfzig Metern abriegelt. Angeblich hat ein Pfarrer nach dem Unglück ein Eisenkreuz auf den Verschlag nageln lassen, um den Toten auf der anderen Seite Frieden zu geben.

Beim Gang durch unsere Reihen wurde der Steiger nicht müde, zwei Dinge zu beteuern: „Ich gehe selbst mit runter.“ Das war die Wahrheit. „In drei Tagen ist die Arbeit erledigt.“

Das dagegen war eine Lüge.

Für die neun Freiwilligen, die es am 4. Oktober 1928 gemeinsam mit Paul in den Schacht der Toten verschlug, sollte der Einsatz weitaus länger dauern. Damit wir uns verstehen: Ich schreibe diese Zeilen ohne Neid und Argwohn. Spott ist mir fremd. Mich quält nur Mitleid und unbändige Wut darüber, dass wir die Freiwilligen nicht davon abbrachten, in den Schacht zu gehen. Das Unglück des Jahres 1924 war Warnung genug.

Ob ich der Legende glaube, dass in Schacht 23 jede Uhr stehen bleibt, sobald man sich länger als fünf Minuten dort aufhält? Ob ich was auf das Gerücht gebe, dass es dort kälter ist als anderswo in dieser gottlosen Grube? Ob ich glaube, dass da unten ein Kind weint? Dass jenseits der Holzwand das Stöhnen und Rufen der Verschütteten zu hören ist, wenn man lauscht? Dass es da unten nach Angst riecht? Dass es dort dunkler ist als in anderen Schächten? Ob ich glaube, dass man das Gefühl hat, auf Schritt und Tritt verfolgt zu werden? Dass der Schacht böse ist? Keine Ahnung.

Ich weiß nur, was ich sah, als die Freiwilligen am letzten Tag ihres Einsatzes schreiend aus dem Förderkorb hasteten. Auch der Steiger war sich seiner Sache nach der Rückkehr aus der Tiefe nicht mehr sicher: Das einzige, was Paul bis heute von

sich gibt, sind Kinderlieder in einem Tonfall, bei dem sich mir die Nackenhaare sträuben. Er hat da unten den Verstand verloren, ebenso wie die neun anderen. Mein Freund Wilhelm läuft nur noch im Kreis und schlägt sich mit den Händen gegen die Stirn. Seine Frau hat der arme Teufel ebenso wenig wieder erkannt wie seine beiden Söhne. Und das beruht auf Gegenseitigkeit. Von den Freiwilligen aus Schacht 23 hat nicht einer jemals wieder ein vernünftiges Wort gesprochen. Ihre Haare sind ergraut. Drei der Männer starben eine Woche später. Sie wachten einfach nicht mehr auf. Ihre Herzen waren wie Uhren stehen geblieben.

Wir wissen bis heute nicht, ob es Paul und seinen Leuten damals gelungen ist, alle Stützen da unten auszutauschen. Wir wissen nur, dass ihnen etwas Furchtbares zugestoßen ist. In Pauls Taschen wurden Knochen gefunden. Einer der Unglücklichen trug ein rostiges Kreuz aus Eisen bei sich, in dem blutige Nägel steckten. Haben die Männer hinter die Holzwand am Ende des Schachtes geblickt? Und wenn – was haben sie gesehen?

Sie sind ohne Verstand ans Tageslicht zurückgekehrt.

Eine Woche später wurde die Zeche geschlossen. Der Ingenieur aus England starb am Tag darauf bei einem Eisenbahnunglück auf dem Heimweg nach London. Der Zug soll – so berichteten es Augenzeugen – auf gerader Strecke entgleist sein und 23 Menschen in den Tod gerissen haben.

Die Leute in den Ledersesseln faselten unterdessen etwas von Grubengas und tödlicher Gefahr, sollte der Schacht nicht vollständig abgesichert worden sein und einstürzen. Aber niemand wagte es, noch mehr Freiwillige hinab zu schicken, um das zu überprüfen. Von uns hätte sich nicht ein Mann gemeldet. So beließ man es dabei, den Zugang zum Schacht der Toten mit

Stahlplatten zu verschließen. Die Herren aus den oberen Etagen zahlten damals ein Heidengeld dafür, dass die Zeitungen nichts über den Zwischenfall unter Tage schrieben. Uns Bergleute verteilte man ohne Aufsehen auf andere Zechen. Ich selbst bin seit jenem Tag im Oktober niemals wieder in eine Grube eingefahren.

Doch was nutzt das den Unglücklichen? Die zehn Männer, die für einhundert Prozent Zulage ihre Seele verkauft haben, können wir nicht mehr fragen. Wir haben vergeblich versucht, an den Fotoapparat zu gelangen, den einer der Männer bei sich trug, als es hinab in den Schacht der Toten ging. Wo sind seine Bilder geblieben? Was hat man mit ihnen gemacht? Warum sagt man uns nicht, was den armen Teufeln zugestoßen ist? Jene, die überlebt haben, hocken in Gummizellen, Krankenzimmern oder sind an Betten geschnallt – und schreien den ganzen Tag lang, wenn sie gerade einmal nicht versuchen, sich die Augen auszureißen. Gott allein weiß, was in Schacht 23 geschehen ist. Und bis er mir dieses Geheimnis in einer stillen Stunde offenbart, bleiben mir nur fünf Worte: Für kein Geld der Welt.

3. Oktober

GEISTERNACHT

Es gibt gute Ideen, und es gibt weniger gute Ideen. Das hier war eine weniger gute Idee, fand Frederic. Vor ihm auf dem Boden lag ein abgetrennter Kopf, so groß wie zwei Fußbälle. Mit dreieckigen Augen, die ihn durch die Dunkelheit hasserfüllt anstarrten. In ihren Höhlen flackerte Kerzenlicht. Sein Schein kroch durch einen gezackten Mund, vorbei an steilen, scharfen Zahnreihen. Die Nase im Zentrum der Fratze war ein tiefes Loch, mit einem Taschenmesser mitten ins Gesicht geschnitten. Die Haut des Schädels war orange-rot, verblichen und faul.

„*Alte Kürbisse sind die besten*“, hörte Frederic seinen Bruder Kai sagen. Und Kai musste es wissen mit seinen fast dreizehn Jahren. Der Bitte ihrer Eltern, in diesem Jahr auch den kleinen Frederic am Halloween-Fest teilhaben zu lassen, war er nur murrend gefolgt. „Wenn es sein muss. Fred macht sich ja doch nur in die Hosen, wenn es ernst wird.“

„Mach' ich nicht“, rief Frederic in das Halbdunkel – nur sein Bruder nannte ihn abfällig bei seinen ersten vier Buchstaben. Er fragte sich, was ihre Eltern dazu sagen würden, dass man ihn auf dem Dachboden eingesperrt hatte, kurz nachdem sie zum Cousinen- und Vetternabend gegangen waren. So kam es, dass Frederic an jenem 31. Oktober alleine in der Dachkammer hockte, umgeben von alten Schränken, Kisten und besagtem Kürbiskopf, der vor seinen Füßen lag und ihn wild angrinste.

Und da war sie wieder, die Stimme seines Bruders: „*Hey Fred*“, hörte er sie durch das Flackern der Kerze sagen, „*wenn du heute Nacht mit uns kommen willst, musst du eine Mutprobe ablegen. Zwei Stunden lang wirst du mit dem Kürbis da alleine auf dem Dachboden sitzen und abwarten, bis das Licht ausgeht. Wenn die Gespenster dich dann immer noch nicht geholt haben, darfst du mitkommen, okay?*“

Nur durch eine schmale Luke war der Dachboden zu erreichen. Auf der anderen Seite hing eine Treppe, und genau die hatten Kai und seine Freunde mit Gelächter eingezogen, nachdem sie den Einstieg mit dem schweren Messingschloss verriegelt hatten.

„*Zwei Stunden*“, hörte er seinen Bruder noch rufen. Das war jetzt drei Stunden her. „*Dann holen wir dich raus. Ehrenwort. Vorausgesetzt, die Gespenster haben dich nicht mitgenommen. Das machen sie gerne mit Kindern, wenn es dunkel wird. Deswegen solltest du hoffen, dass diese Kerze hier lange brennt. Gib Acht, dass sie nicht ausgeht.*“

Das Teelicht, das die Jungs in den ausgehöhlten Kürbis gesteckt hatten, brannte immer noch.

Kai und die anderen waren dann ohne ihn losgezogen, um mit Bettlaken auf ihren Köpfen von Haus zu Haus zu gehen und kistenweise Schokolade einzukassieren.

„*Pass auf dich auf*“, hatte einer von Kais Freunden durch die Luke gerufen. „*Heute ist die Nacht der bösen Geister.*“

Frederic lauschte dem Pfeifen des Herbstwindes, der entschlossen um das Haus schlich. Hin und wieder kratzten Laub und Äste über die andere Seite der Dachziegel – es klang so, als würde ein Tier darüber hinweg laufen. Eine Maus vielleicht, oder sogar eine Ratte.

Es war für diese Jahreszeit ungewöhnlich kalt, und das sprach für einen strengen Winter. Eigentlich mochte Frederic den

Herbst. Er liebte es, in Bergen aus goldgelben Blättern zu spielen, und die schönsten, die er draußen fand, benutzte er als Le-sezeichen für seine Comics. Mit ihrer Hilfe hatte Frederic schneller lesen gelernt als manche seiner Schulkameraden.

Ab und zu brachte seine Mutter ihm auch **Gespenster-geschichten** mit. *Seltsam? Aber so steht es geschrieben.* Mit diesem Satz endeten sie alle. Viele Storys erzählten von Vampiren, Werwölfen und anderen Seelen, die keinen Frieden fanden. Wie kam sein Bruder also dazu, dass er sich vor Geistern fürchtete?

Frederic konzentrierte sich auf den Kürbis. Er wagte es nicht, sich umzusehen. Hin und wieder glaubte er jenseits der Kisten, in denen seine Eltern Gerümpel lagerten, Schritte zu hören. Sie ließen den staubigen Holzfußboden knirschen wie das Deck eines alten Schiffs auf hoher See. *Die Geister sind längst hier,* flüsterte es von allen Seiten, doch Frederic wusste, dass er sich das nur einbildete. *Sie haben dich umzingelt und warten nur auf ihre Gelegenheit.* Je schwächer das Licht im Hals des Kürbisses schien, umso länger wurden die Schatten, die ihre Umrisse auf die Schrägen des Dachbodens warfen. Manche sahen aus wie tanzende Phantome, mit ausgestreckten Händen und gekrümmten Fingern, die nur ein Ziel hatten. „*Pass auf, dass sie dich nicht erwischen. Die Würgegeister sind die Schlimmsten.*“

Frederic hatte Angst.

Wenn es sie wirklich gab, dann hatten die Geister hier oben ein leichtes Spiel mit ihm. Er war ganz allein heute Nacht. Natürlich hatte Frederic den Dachboden nach Kerzen abgesehen. Selbst Kartons hatte er geöffnet, in der Hoffnung, etwas Brennbares zu finden, mit dem er nicht gleich das ganze Haus anstecken würde.

Unter die Kommode zu blicken, die einst seiner Großmutter gehört hatte – sie war seit zwei Jahren im Himmel – vergaß Frederic. Dort lief ein verstecktes Tonbandgerät, das auf Aufnahme gestellt war, um seinen Bruder und dessen Freunde morgen ein wenig zu erheitern, wenn sie in ihrem Baumhaus über Playboy-Heften hockten, die sie aus Containern für Altpapier gezogen hatten. Das Schluchzen, das Frederic über die Lippen gekommen war, hatte das Gerät bereits aufgezeichnet – ebenso wie andere Dinge, die der Junge auf dem Holzfußboden nicht hören konnte.

Keine Kerze, kein Feuerzeug und keine Lampe.

Frederic dachte an seine Eltern, als das Kerzenlicht mit einem Mal erlosch und den Kürbis in der Dunkelheit verschwinden ließ. Es roch nach Kerzenrauch, und das Herz des Jungen begann noch aufgeregter zu schlagen als ohnehin schon.

„Die Würgegeister kommen alle zwanzig Jahre für eine Nacht zurück auf die Erde, um sich Kinder zu holen. Am liebsten zu Halloween, weil sie dann niemandem auffallen. Jeder hält ihre Leichentücher für Verkleidungen. Sie mischen sich unters Volk und spionieren Siedlungen aus, in denen Kinder zu Hause sind. Erwachsene interessieren sie nicht. Es geht ihnen um frische Seelen, unverbraucht und sauber, ohne den Ballast, den große Menschen mit sich herumtragen. Sie lieben Kinder, die sich aus Angst in die Hosen machen. Zuletzt waren sie 1984 in unserer Stadt. Damals holten sie sich den kleinen Benjamin aus dem Eulenweg. Seine Eltern haben wochenlang nach ihm gesucht. Würgegeister kennen keine Angst. Liebe ist ihnen ebenso fremd wie Mitleid. Ihnen reicht die Kraft ihrer eiskalten Hände.“

Die Stimme in Frederics Kopf wollte nicht verstummen. Sein Bruder war schon immer ein großer Erzähler gewesen, doch

dieses Mal hatte er sein Meisterstück abgeliefert. Kai hatte sich viel Zeit genommen, um Fred das alles zu erzählen, und die anderen Jungs hatten voller Ehrfurcht genickt. Sie ließen Kai reden, ohne zu wissen, dass sie damit sein Schicksal besiegelten.

„Würgegeister können durch Wände gehen, Fred, und sie riechen ein Kind, das sich vor Angst in die Hosen macht, schon aus tausend Metern Entfernung. Sie können dich wittern, wenn du nicht vorsichtig bist. Dein Duft lässt ihnen das Wasser im Mund zusammenlaufen. Sie wissen, wie man an Dachrinnen entlang klettert und durch Schornsteine in Wohnzimmer steigt. Auf Dachböden schlagen sie am liebsten zu, denn dort ist ihre Beute in der Regel allein.

Sie lieben es, kleine Jungs aus dem Hinterhalt zu überraschen, wenn sie heimlich nach Gerümpel suchen oder nach Comic-Heften, die irgendjemand weggesteckt hat, weil sie im Kinderzimmer doch nur in der Ecke herumliegen. Hin und wieder erwischen sie auch Kinder, die gerade eine Mutprobe ablegen und sich einreden, dass es keine Würgegeister gibt. Sie warten, bis die Kerze erloschen ist.

Zuerst holen sie sich den Kürbis. Sie verschlingen ihn und hoffen, auf Kerzenwachs zu stoßen. Wenn sie könnten, würden sie kiloweise Kerzen essen. Du wirst ihr Schmatzen hören. Und wenn sie mit dem Kürbis fertig sind, dann holen sie dich.“

Frederic hoffte, dass Kai ein Lügner war. Er streckte die Arme aus und ließ seine Finger über den Holzfußboden wandern. Er wollte sich vergewissern, dass der Kürbis immer noch an seinem Platz lag. Er wollte einfach nur die raue Haut berühren, die Augen ertasten und durch den Mundschlitz das Teelicht zu fassen bekommen. Vielleicht brannte der Docht ja noch. Aber der Kürbis war nicht mehr da.

Anstatt noch größere Angst zu bekommen, bemühte Frede-

ric sich um Ruhe. Es gab zwei Möglichkeiten: Entweder hatten Kai und seine Freunde es geschafft, sich auf den Dachboden zu schleichen, um ihn zu erschrecken. Oder es gab die Würgegeister wirklich.

„Es ist ihnen gestattet, bei jeder Wiederkunft zehn Kinder zu holen. Fünf Jungen, fünf Mädchen. Das ist abgemacht nach zähen Verhandlungen zwischen Gott und dem Teufel. Die Würger bevorzugen Jagdreviere in Amerika und Europa.“

„Ist da jemand?“

Diese Frage erübrigte sich angesichts der furchtbaren Geräusche auf dem Dachboden. Jetzt machte Frederic sich wirklich in die Hosen, ganz so, wie sein Bruder es vorausgesehen hatte. Panik und Scham machten sich in ihm breit, und er schnappte nach Luft. Vielleicht sollte er um Hilfe rufen. Aber wer würde ihn hören? Der Junge starrte auf das Dachfenster, hinter dem der fahle Mond schien. Irgendwo weiter hinten glaubte er ein leises Lachen zu hören.

„Ist da jemand?“, fragte Frederic noch einmal, obwohl er nur zu gut wusste, dass das sinnlos war. Er rutschte ein Stück rückwärts, bis seine Schultern gegen etwas Hartes stießen. Das Lachen verwandelte sich in ein Kichern, und jetzt kam es von allen Seiten auf ihn zu. Der Junge spürte, wie sich sein Hals zuschnürte vor lauter Verzweiflung. Das hässliche Kichern ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Es sollte das Letzte sein, was Frederic in seinem Leben zu hören bekam. Ihm blieben nur noch Sekunden.

Drei Monate später stellte die Polizei ihre Suche nach Frederic als ergebnislos ein, und die Ermittlungsakte wurde geschlossen. Selbst unter den Dielenbrettern des Dachbodens hatte man nach dem Jungen gesucht. In der Kammer wurden DNA-Spuren gesichert: Vier Haare, die mit denen aus Frederics Kamm